

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 24 (1934)
Heft: 15

Artikel: Dug [Fortsetzung]
Autor: Hanhart, Dorette
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-637344>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 19.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 15 - 24. Jahrg.

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern

14. April 1934

Frühlingsbotschaft. Von Bertha Hallauer.

Nun ist auf den Höhen der Frühling erwacht
Und schickt seine Boten zu Tale.
Schon haben sie kosend die Schwingen entfacht,
Denn siehe, mit einem Male
Umkränzt sich die Scholle mit prangendem Grün,
Gelöst sind die hemmenden Bande.

Und schimmernde Wölklein, sie eilen dahin
Und künden es weit in die Lande.
So hört es denn alle, und freut euch zur Stund':
Dahin sind die drückenden Sorgen!
Und schauet nur um euch, in leuchtender Rund',
Erblihet ein goldener Morgen.

Drum reisst euch empor aus dem zagenden Schmerz,
Er ist ja hinweg schon genommen.
Und tröstend ist wieder für jegliches Herz
Ein strahlender Frühling gekommen.

(Aus der neuerschienenen Gedichtsammlung „Sehnsucht nach dem Lichte“.)

Dug. Novelle von Dorette Hanhart.

Der Besuch hatte sich auf fünf Uhr angesagt. Dug arbeitete während der Mittagspause, um abends frei zu sein. An diesem Tag fielen die ersten Flocken. Dug, die heute alle äußeren Erscheinungen mit ihrem innern Zustand zusammenbrachte, sah darin ein gutes Zeichen. Dieser erste, wenn auch spärliche Schnee würde vieles zudecken, so wie auch Christophs Kommen eine neue Beziehung schuf. Die letzten Jahre mußte sie vergessen. Ach, sie tat es gerne. Auf's neue glauben dürfen an die geheimen Kräfte in sich und anderer, mehr brauchte sie nicht. Um vier Uhr war sie frei. Auf dem Heimweg kaufte sie von jenen Kuchen, die Christoph damals bevorzugte. Seine Lieblingszigaretten lagen bereits zu Hause. Für Marta standen Blumen bereit.

Je mehr die Uhr vorrückte, um so heftiger spürte sie eine wachsende Unruhe. Sieben Jahre! Das bedeutete eine lange Zeit. Fand er sie wohl alt und verblüht? Dug drängte ihr Gesicht nah an den Spiegel, durchforschte aufmerksam Zug um Zug. Ihre grauen, langwimprigen Augen mochten dieselben sein. Christoph fand sie schön; ihn rührte daran ihre scheue, morgendliche Erwartung. Die Stirn rundete sich hoch. Der Mund war blaß; ja sehr kräftig sah sie überhaupt nicht aus. In den letzten Jahren schien sie eher noch schmaler geworden. Und dann, mochte er wohl ihr braunes Kleid? Grün konnte er nie leiden, daran erinnerte sie sich gut. Er verabscheute diese Farbe, fand sie eindeutig

beziehungslos. Sie trug während der ganzen Zeit nur ein einziges Mal ein grünes Kleid und dies beinahe aus Gram. Aber es machte ihr wenig Freude, ja sie verspottete sich selbst wegen ihres schlechten Gewissens. Wirklich, sie lebte all die Zeit hindurch so, wie wenn sie keine Frau gewesen; hielt sich in Neußerlichkeiten auch an Dinge, die auf irgend eine Weise mit Christoph zusammenhingen.

Und er, was tat er? Er überließ sie all die Jahre sich selbst. Nein, jetzt wollte sie nicht daran denken, man durfte keine Gerechtigkeit fordern. Wo könnte man sonst hin. Sie mußte sich an jene Stunden halten, da er sie am meisten geliebt. Alles messen, wägen, führte zu Forderungen, die nur elend machten. In jedem Leben kränkte man einen Menschen eines andern wegen. Wenn sie an Johannes dachte, war ihr auch nicht sehr wohl zumute. Armer Johannes! Auch er machte solche Stunden durch, und wenn es vielleicht auch nur wenige waren. Sie genügten zu einer kleinen, vielleicht auch großen Lebenserfahrung. Ganz unklar und beschämt spürte sie, daß sie sich darum nicht weiter kümmern konnte. Das Gefühl erwies sich nur als mildtätig und helllichtig, wo es mitschwang. Wie unheimlich rasch gab es nicht mehr an.

Dug stand und wartete. Es schlug fünf Uhr vom Münster. Nun mußten sie gleich da sein. Christoph war immer sehr pünktlich gewesen. Der Fluß rauschte heute

stärker zu ihr herauf, oder meinte sie es nur? Sie liebte ihn auf jeden Fall, im Augenblick ganz besonders. Dug hielt ihm ihre Bangnis entgegen, ihre quälende Unruhe. In seinem Spiegel schrumpfte alles zusammen. Das wollte sie eben; sie hatte sich schon oft an diesen mächtigen Burschen gehalten, wenn sie ihren Kummer oder eine Freude übertrieb. Er wandelte alles zu seinem richtigen Maß. Fanden sie sich wohl aus in diesen winkligen Gassen? Weißmanns letzte Mitteilung wurde ihr von ihrem alten Wohnort nachgeschickt und sie hatte ihm darauf nur kurz ihre Ueberfiedlung gemeldet.

Wieder schlug es vom Turm. Und zur gleichen Zeit gab die Klurglocke an, laut und schrill. Dug spürte ihre Hände eiskalt. Die Knie zitterten in einer plötzlichen Schwäche. Es ist doch alles nicht wichtig, suchte sie sich zu beruhigen auf dem Weg zur Türe. Und nun, beim Durchschreiten des nur kleinen Ganges, erfuhr Dug mit einemmal, mit einer ganz eindeutigen Schärfe, daß aus dem Besuch dieser zwei Menschen nichts Gutes entstehen konnte. Es war etwas Gewolltes, mit dem Verstand Erdachtes. Und noch etwas anderes fühlte sie so rasch aufblühend wie die Vision eines Ertrinkenden. Diese Frau, die zu ihr kam, verachtete sie. Sie kam zu ihr wie eine überlegene Feindin in Begleitung ihres angetrauten Gatten. Dug hatte diese heimliche Feindschaft schon einmal zu spüren bekommen. Einst schrieb sie Marta einen Brief. Es waren hinreichende Worte gewesen einer bis zur Weißglut angewachsenen Opferung des Herzens. Sie wollte diese Frau gewinnen, um einer Freundschaft zu dreien einen Boden zu schaffen. Würde Marta ihre Zuneigung annehmen, dachte sie, so wäre sie imstande, in Christoph nur noch den Freund zu erblicken. Martas Antwort auf dieses Bekenntnis hätte niederschmetternder nicht sein können. Sie bestand aus einigen trockenen Worten. Es lag weder Haß noch irgendein starkes Gefühl darin. Nein, diese Antwort war in der dürrigsten Verstandesküche diktiert. Sie umging mit Absicht alles, was nur im entferntesten eine Beziehung andeuten konnte. Dug verwand diese Erfahrung damals nur mühsam, und doch war es ihr geglückt, sie in den letzten Tagen zu vergessen. Wie sie nun aber den Schlüssel umdrehte, fiel sie von neuem über sie her mit einer heftigen Gewalt. Aber im hintersten Winkel ihres erschrocken Herzens kauerte immer noch eine letzte verzweifelte Hoffnung, der uneingestandene Glaube an ein Wunder. Dies gab ihr die Kraft, ihre ersten Begrüßungsworte ohne sichtbare Verwirrung anzubringen. Der Gang war nicht sehr hell. Sie sah nur verschwommen die Gesichter der Angekommenen. Christoph schien breiter geworden und deshalb wirkte er beinahe noch größer. Marta Weißmann, eine ebenfalls große, hagere Frau, entledigte sich stumm ihres Mantels.

„Nun, Dug“, sagte Christoph, sich schwer in einen der alten Stühle niederlassend, „wir haben uns eine Ewigkeit nicht mehr gesehen.“

Dug, den Teekocher in der Hand, machte eine zustimmende Gebärde nach seiner Seite. Frau Weißmann setzte sich neben ihren Mann und unterzog das Zimmer wortlos einer eingehenden Musterung. Wie wenn sie in einer Ausstellung wäre, dachte Dug gekränkt.

„Nehmen Sie Zucker?“ fragte sie gleich darauf ihren Gast und hielt ihm die gefüllte Tasse hin.

„Ja, bitte.“

Die schmalen Lippen öffneten sich kaum, aber sie richtete jetzt ihre kalten, blauen Augen auf Dug, schaute ihn prüfend zu, wie diese rasch und froh über die Beschäftigung, ein niederes Tischchen vor die Besucher schob.

„Wie steht es, Christoph“, wandte sie sich nun an ihn, „immer noch eine Träne Milch und keinen Zucker?“

Sie versuchte, ihrer Frage ungezwungene Leichte zu verleihen.

Ehe der Mann Bescheid geben konnte, fiel ihm die Frau ins Wort.

„Längst nicht mehr. Bitte Zucker, zwei Stücke. Mit der ungesüßten Marotte hat er längst aufgeräumt.“

„Ach so ... Nun ja, man ändert seinen Geschmack.“

Dug sagte es sehr leise und zog ihren Lehnstuhl ein bißchen näher zum Ständer, worauf der Teekessel stand.

„Es ist hübsch bei dir“, ließ sich Christoph vernehmen.

„Ein altes Haus, ich mag es auch. Ich bewohne es noch nicht lange.“

„Nun“, sagte Frau Weißmann, „alte Häuser besitzen zweifelsohne ihren Reiz, aber man sollte mit diesen Brutkästen von Staub und Bazillenträgern doch aufräumen.“

„Ich spürte bis jetzt noch nichts von Gefahr“, sagte Dug mit einem dünnen Lächeln.

„Sehr blühend sehen Sie aber nicht aus, nicht wahr, Christoph?“

„Oh, ich finde nicht schlecht. Dug besaß immer eine zarte Farbe.“

„Zart? Eher ein wenig kränklich. Sie waren doch ziemlich leidend?“

„Vor vielen Jahren“, schnitt Dug kurz ab.

Eine verlegene Stille herrschte.

Dann rief Christoph, nach dem Gebäck greifend: „Ach, Dug, wie hübsch. Das sind ja meine Lieblingskuchen. Ich aß sie lange nicht mehr.“

Er schaute herzlich zu ihr hinüber.

„Ich entdeckte sie heute zufällig“, log Dug. In Wahrheit hatte sie sich sehr bemüht darum. Auch Frau Weißmann bediente sich.

„Gut, gewiß, vielleicht etwas schwer. Mit Vorsicht zu genießen.“

Diesen Versuch, witzig und scherzhaft zu sein, schätzte Dug wenig. Das ist also Marta Heim, dachte sie. Eine Frau ohne jeden weiblichen Reiz, auch ohne den Reiz der Häßlichen. Denn sie kann nicht gut sein, oder dann muß sie mich maßlos hassen.

„Wie meinst du, Christoph? Ach so, meine Arbeit? Ja, ja, ganz angenehm, die Stadt auch, gewiß, ich bin zufrieden.“

Nun hatte sie ihn ohne Zweifel beruhigt. Oder brauchte es dies gar nicht? Sie forschte in seinem Gesicht. Ja, ihr erster Eindruck im Flur blieb bestehen, auch die Züge schienen etwas schwerer geworden. Menschen, die sich auf Lebzeiten eingerichtet, innerlich und äußerlich, bekamen oft so ein sattes Aussehen. Ein bißchen Hunger prägte ein Gesicht anders, besonders um Augen und Mund. Ich wollte, er hungerte, dachte Dug.

„So, im Ausland. Ja, ich bekam einmal eine Karte. War es schön?“

Frau Weißmann entgegnete: „Schön ist nicht das richtige Wort. Der Zweck dieser Reise lag wo anders. Es war fruchtbar. Uebrigens schickten wir Ihnen drei Karten, Fräulein.“

„Ja, das ist wohl möglich. Ich erinnere mich nicht so genau.“

Mit einer ansteigenden Heftigkeit fügte sie hinzu: „Karten sagen mir nichts. Ritschratsch und in den Papierkorb damit. Also Christoph, Privatdozent bist du nun?“

„Vorläufig, ja.“ Er rauchte und schaute an den beiden vorbei ins Leere.

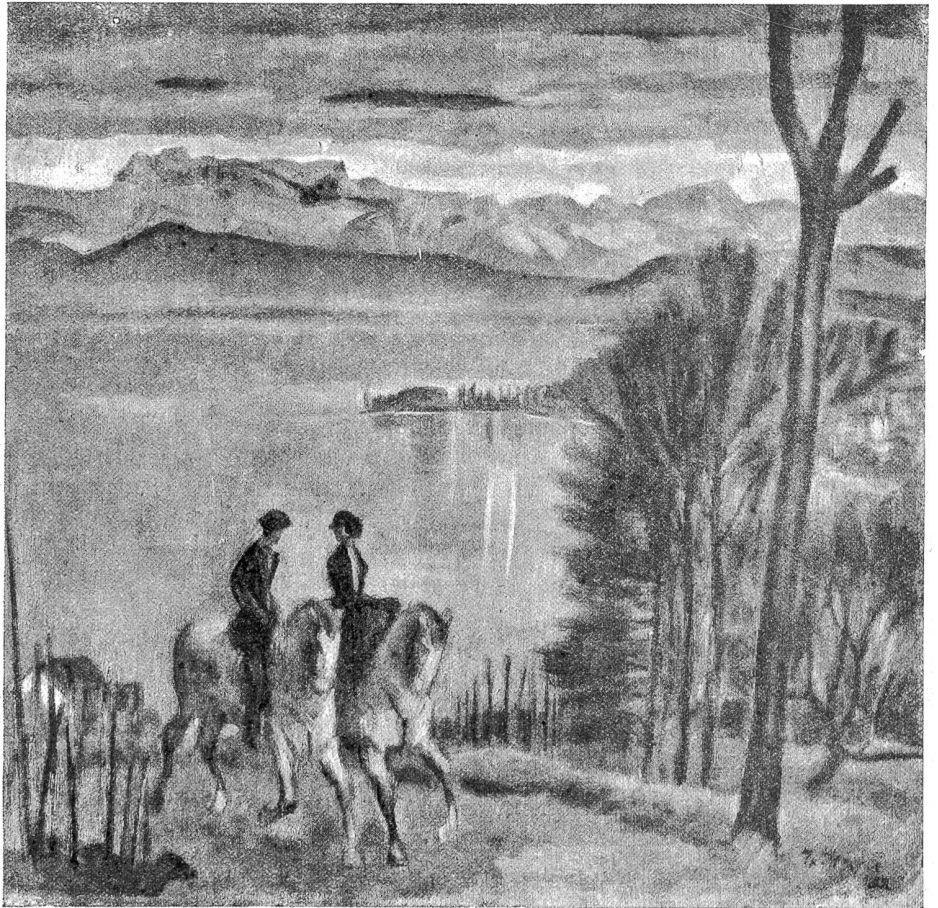
„Ein Uebergang bloß“, ließ sich seine Gattin wieder vernehmen. „Tüchtig wie mein Mann ist, kann er nicht übersehen werden.“

„Gewiß nicht.“ Dug bestätigte es mit einem körperlichen Schwächegefühl.

Auf einmal spürte sie Christophs Augen sehr eindringlich, wie in Erstaunen auf sich ruhen. Dieser Blick kam von weit her, war wie geladen von einer raschen Wärme und dem Gewicht der Erinnerung. Aber bei einer Bemerkung seiner Frau zerfiel alles wieder, als wäre es nicht gewesen. In Dug stiegen Tränen hoch. Sie machte sich am Fenster zu schaffen, kein Mensch durfte sie weinen sehen. Später, später, sagte sie sich, wenn diese schreckliche Stunde vorbei.

Eine Weile sprach man von diesem und jenem. Die allgemeine Spannung glättete sich. An Stelle des innern Aufruhrs, auch der Erschütterung, trat eine dünne Beziehungslosigkeit, die sich im zufälligen Gespräch erschöpfte. Mußte man um dieser Wortfezen willen sieben Jahre Bitterstes erleiden, dachte Dug in einer wachsenden Trauer. Alles, was sie selbst zu diesem Gespräch beitrug, kam ungeschickt aus ihrem Munde. Je mehr sie dies spürte, um so unaufhaltsamer zerbröckelte jede Sicherheit in ihr. Diese zwei Menschen redeten so klar, sie waren von keiner Gefühlswelle bedrängt. Sie wußten beide, was sie wollten. Sie aber wußte es auf einmal nicht mehr. Sie empfand nur den einen brennenden Wunsch nach Alleinsein.

Aber nun ereignete sich etwas Schreckliches. Man sprach von einer Bilderausstellung in dieser Stadt, von deren Besuch das Ehepaar eben kam. Es befanden sich einige Bilder in der Sammlung, Arbeiten eines jungen Malers, den Dug zufälligerweise kannte. Frau Weißmann, die von Malerei einiges verstehen mochte, zerpflückte die Werke dieses jungen Künstlers auf eine lächerlich machende Weise. Von den dünnen, schmalen Lippen tropften klug gewählte Worte. Sie rundeten sich beinahe zu einem beabsichtigten Feuerwerk



Im April.

von witzigen Einfällen, die einen unbeteiligten Hörer unterhalten konnten. Dug, der die Bilder bis jetzt gleichgültig gewesen, sah auf Christophs Gesicht ein wohlgefälliges Schmunzeln. Sie verlor plötzlich alle Fassung.

„Ich finde es sehr wohlfeil, ein Kunstwerk zu zerpflücken“, begann sie mit einer vor Aufregung zitternden Stimme.

„Wer im Umkreis von Kunst lebt, muß Stellung dazu nehmen“, sagte Frau Weißmann sehr gemessen. Sie war die Stärkere, Dug fühlte dies. Das machte sie nur noch verzweifelter. Ich werde dieser Person jetzt dann die Türe weisen, dachte sie bebend, ich kann ihren Anblick nicht mehr ertragen.

„Sehen Sie, liebes Fräulein, (Dug schloß vor Ekel die Augen), wenn ein Maler eine Figur darstellt in dieser Haltung — und nun erhob sie sich und brachte ihren langen, edigen Körper in jene Stellung, das heißt in eine ganz lächerliche und übertriebene Lage —, so wirkt das eben geschmacklos.“

Christoph lachte schallend. Jetzt wurde Dug totenbleich. Sie sagte mühsam, alle Beherrschung fallen lassend: „Geschmacklos ist das Bild nicht, aber Sie. Ich finde es unanständig, das ehrliche Wollen eines aufrechten Künstlers auf diese Weise zu entstellen.“

„Ach so ...“ Frau Weißmann verzog den Mund. „Sie stehen diesem Kunstjünger wohl nahe. Dann bitte entschuldigen Sie.“

Dug sprang auf. Ihre Blässe wandelte sich zu einem glühenden Rot.

„Frau Weißmann, eine solche Anspielung verbitte ich mir.“

„Mit welchem Recht? Es wäre ja durchaus nicht das erstemal, daß Sie in eine fragwürdige Beziehung verstrickt sind.“

Und diesmal ohne jede Maske, ebenfalls voller Haß: „Einen Mann, der nicht mehr frei ist, belästigt man nämlich auch nicht. Zum Glück gibt es noch Leute, die sich beizeiten auf ihre Pflicht besinnen.“

„Was?“ Dugs Augen weiteten sich in einer schrecklichen Pein.

Und nun fühlte sie auf einmal, daß in ihr Entsetzliches vorging. Wer war sie denn, daß man es wagte, auf diese Weise mit ihr zu reden? Sie schaute sich hilflos um. „Christoph“, flüsterte sie beinahe scheu.

Christoph stand mit über der Brust verschränkten Armen und zusammengepreßten Lippen. Er hatte längst aufgehört zu lachen.

„Marta“, sagte er, über Dug hinwegsehend, „seid ihr denn alle beide toll? Was braucht ihr euch zu schmähen und zu beschimpfen? Das ist ja nicht mit anzuhören. Weine nicht, Dug“, sagte er zu dem Mädchen, das beim Fenster auf die Knie gesunken war und, den Kopf auf dem Gesimse, fassungslos schluchzte. „Wir wollen gehen, es ist am besten für dich.“

Dug hörte Schritte des Aufbruchs. Sie spürte, wie jetzt jemand bei ihr stehen blieb. Eine Stimme, Frau Weißmanns Stimme, sagte:

„Ich kam nicht hierher, um Sie zu kränken. Ich hätte überhaupt nicht kommen sollen. Solche Versuche mißlingen meist. Beruhigen Sie sich doch bitte. Es tut mir wirklich leid.“

Dug nickte, ohne den Kopf zu heben. Ja, nun war auch das zu Ende. Eine Tür fiel irgendwo ins Schloß. Nun war sie allein. Aber da, nochmals Schritte, diesmal ganz nahe. Eine Hand strich über ihren Kopf. Christoph mußte zurückgekehrt sein.

„Dug, liebe, arme Dug“, hörte sie ihn sagen. „Quäle dich doch nicht so. Es war schrecklich dumm von mir, zu kommen. Man sollte die Vergangenheit ruhen lassen.“

Dug hatte sich erhoben. Ihr Gesicht war ganz entstellt von Tränen. Die Glieder hingen an ihr wie Blei.

„Ja“, sagte sie kaum hörbar. „Lebe wohl.“

Sie blieb in der Mitte des Zimmers stehen und schaute Christoph nach, der mit gebeugtem Rücken zur Tür ging.

(Schluß folgt.)

Georg Friedrich Händel.

Zu seinem 175. Todestage, am 14. April.

Skizze von Stephan Georgi.

So erfüllt von ehrfürchtiger Andacht saßen die Londoner im Covent-Garden-Theater, daß kaum ein geflüstertes Wort im Parkett, kaum ein Knistern der Reifröcke oder Klirren der Galanteriedegen in den Logen zu vernehmen war.

Die Orgel brauste auf. Ihre frommen Stimmen einten sich schwingend zu harmonischem Gedröhn, verbanden sich

mit der tönenden Vielfältigkeit des Orchesters, mit dem Gesang der Solisten und dem der Chöre zu einem überwältigend machtvollen Tongefüge, das von Leid und Verklärung sprach; sie konnten innig und zart werden beim Pastorale, voll überströmender Zuversicht in der Arie „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt“ und gewaltig bei dem himmelanstrebenden „Hallelujah“.

Ein Siebzigjähriger saß an der Königin der Instrumente vor Tastatur und Registern. Eine massige, auf der kurzen Orgelbank beinahe plump wirkende Gestalt, deren fülliger Leibesumfang den rotbraunen Samtrock straffte. Aus einem Gebäuch seiner Spitzen traten die fleischigen Hände mit den dicken, runden Fingern hervor, die unlösbar mit den Tasten verbunden zu sein schienen. Nur das üppig volle Gesicht freilassend, wallte die vielfach gekräuselte Perücke bis auf die Schultern herab. Neben dieser, ganz der wichtigen Tonsprache der Orgelpfeifen hingegebenen hohen Gestalt saß Christoph Smith, der Schüler und Helfer, blätternd die Partitur verfolgend. Der Spielende selbst bedurfte keiner Noten. Er war blind.

Zuweilen sah Smith zurück in den Raum. Obwohl diese Aufführung des Sacred Dratoro „Messias“ eine spätere Wiederholung war, zeigte sich das Theater bis auf den letzten Platz besetzt. Jetzt erst! Warum nicht schon früher? Vor Jahren? klagte Smiths Blick an. O, er wußte zu gut, daß die dem greisen Meister nun zuteil werdenden Ehrungen nur ein unzulängliches Entgelt für alles das waren, was man ihm bislang zugefügt hatte.

Vor mehr als vier Jahrzehnten, im Jahre 1710, war, unfundig des Landes und der Sprache, der in Deutschland und Italien als Komponist bereits berühmt gewordene, im Dienste des Kurfürsten von Hannover stehende Georg Friedrich Händel nach London gekommen, mitten in die Zeit eines kaum noch zu unterbietenden Tiefstandes der englischen Musikverhältnisse.

Da geschah es nun, daß die längst aller guten musikalischen Kunst entwöhnten Londoner im Queens-Theater von diesem fremden Eindringling mit einer Oper „Rinaldo“ überrascht wurden, die mit ihrer wegweisenden künstlerischen Vollkommenheit, ihrer in stürmender Jungkraft aufflammenden edlen Begeisterung so hart an das Kunstgewissen der Inselbewohner pochte, daß sich die geistige Erschlaffung hoffnungsvoll zu lösen begann.

Händel hatte sofort die großen Entfaltungsmöglichkeiten erkannt, die ihm England bot. Gemeinsam mit dem ebenso häßlichen wie geschäftsfindigen Theaterdirektor Heidegger eröffnete er eine Opernbühne, die binnen kurzem Volk, Adel und Hof endgültig aus dem Schlaf rüttelte. Der fremde Komponist, der „Sachse“, war mit einem Schlag eine englische Berühmtheit, der sich die Türen der Aristokratie und des Hofes willig öffneten. Es war unter diesen Umständen nicht allzu verwunderlich, daß der solchermaßen ins Fahrwasser Geratene die Rückkehr nach Hannover „vergaß“. Als einige Jahre später, nach dem Tode der Königin Anna, der Kurfürst von Hannover den Thron Englands einnahm, fand er den Namen des Davongelauften gefeiert in aller Munde. Der von Händel mit einer Musikaufführung in die Wege geleiteten Versöhnung zeigte sich der König bald geneigt, ja, er wandte dem nunmehr berühmten Komponisten vollends seine Gunst zu, indem er sich an der Gründung einer königlichen Musikakademie beteiligte. Händel erhielt die Leitung. Nun hatte er sein Wirkungsfeld gefunden, war durchdrungen von dem Bewußtsein der hohen Berufung, die Musik Englands emporzuführen. Die Eröffnung der Akademie mit der Oper „Radamisto“ gestaltete sich zu einem Triumph. Oper auf Oper entstand; bald fand Händelsche Musik auch ihren Weg zum Festland hinüber.

Aber der Kampf gegen den vom unbeliebten deutschen Hof begünstigten Eindringling war bereits im Gange.

Hatten die Gegner des „Sachsen“ bisher nur geheime Wühlarbeit gegen ihn verrichtet, nun, angesichts seiner überhandnehmenden Erfolge, traten sie aus allen Lagern offen auf



Georg Friedrich Händel.

den Plan. Ein heftiger Kampf entbrannte, als der italienische Komponist Bononcini in London erschien, auf dessen Seite sich unverzüglich die Widersacher Händels stellten. Dieser Streit der Parteien griff auf Volk und Bühnendarsteller über und führte zu einer auf offener Szene vor sich gehenden, vom Böbel sekundierten Prügelei zwischen den beiden ersten Sängern. Der fortdauernden Fehde setzte Händel zwar den hartnäckigsten Widerstand entgegen, allein nach dem Tode König Georgs geriet das Akademie-Unternehmen mehr und mehr ins Wanken. Als während dieses letzten, verzweifeltsten Kampfes um die Existenz der Bühne auch noch im üblen Little-Theater in Lincolns Inn Fields John Gay mit seiner Bettleroper an die Öffentlichkeit trat und diesen sensationellen Publikumserfolg während der ganzen Saison auf dem Spielplan behielt, war das Schicksal der königlichen Musikakademie besiegelt.

Händels Gegner frohlockten zu früh. Mit Hilfe Heideggers übernahm er das Kings-Theater, holte neue Bühnenkräfte aus Italien und begann mit ungeschwächtem Schaffensdrang an der Fortsetzung seines Lebenswerkes zu arbeiten. In wenigen Wochen hingeschrieben, ging die Eröffnungsober in Szene. Das Echo war neue Feindschaft, erneute Bosheit und Kabale. Sogar die Naturgewalten schienen sich gegen den kühnen Reformator verschworen zu haben: eine hoffnungsvolle Aufführung ging an ungeheurer Hitze zugrunde, eine andere an einer grimmigen Kältewelle. Seine Mutter starb. Nun verband ihn nichts mehr mit dem Festland drüben. — In dieser Zeit schwerster Prüfungen schenkte Georg Friedrich Händel der Welt mit „Esther“ das erste Oratorium.

Wie? War der Riese noch nicht gebrochen? Nun setzte der erbitterteste Angriff auf Händel ein: mit der Gründung einer „Adelsoper“ stellte sich ihm der Prinz von Wales mit seinen Anhängern gegenüber. Aus dem Kings-Theater vertrieben, mußte der Verfolgte in eben jenes üble Little-Theater übersiedeln, von dem aus damals mit der Bettleroper die Akademie vernichtet worden war. Jahre zähen Kampfes folgten. Die Adelsoper hatte sich mit dem italienischen Komponisten Porpora ein höchst wirksames Zugmittel verschrieben; Händel dagegen konnte in dieser Zeit mit seinem „Alexanderfest“ einen triumphalen Erfolg verzeichnen. Dennoch: mit solcher schonungslosen Erbitterung auf der einen Seite, solcher unnachgiebigen Standhaftigkeit auf der andern, wurde der Streit geführt, daß die Gegner sich gegenseitig vernichteten. Wenige Wochen nach dem Zusammenbruch des Händelschen Unternehmens mußte auch die Adelsoper ihre Pforten schließen.

Unbeugbar stand das kampferprobte Genie. Trotzdem Krankheit sich seiner bemächtigte, das „höllische Fleisch“ ihn plagte, ging er weiter ans Werk, schuf das unvergleichliche Anthem zum Tode der Königin Caroline, die Oper „Xerxes“, die Oratorien „Saul“ und „Israel“ und ... erntete wiederum Anfeindungen, Kränkungen, Enttäuschungen. Seine Widerstandskraft schien zu erlahmen, mächtig vereinsamte er, oft ging sein Weg dicht am Schuldurk vorüber; den folgenden Sommer über blieb er fast unsichtbar. Schon glaubte man, er sei endgültig vernichtet. — Da geschah die gloriose Auferstehung. Mit seinem Wiedererscheinen erschien zugleich das gewaltigste Werk seines Lebens, der „Messias“.

Mit diesem, zuerst mit ungeheurem Erfolg in Dublin aufgeführten „Messias“, mit „Samson“, „Joseph“, „Judas Makkabäus“ und der riesigen „Feuerwerksmusik“ eroberte er das feindliche London, die Zahl seiner Verfolger verringerte sich, schon glaubte er einem harmonischen Lebensabend entgegengehen zu können, da erhielt er den letzten, grimmigsten Schlag: sein Augenlicht verließ ihn.

Geheimer Kabale, offenen Kämpfen, Bettler- und Adelsopern, anstürmenden Naturgewalten, allem war Händel mit nimmermüdem Ringen und Schaffen zuletzt siegreich begegnet. Unvergänglich hatte er den Engländern geschenkt und Verfolgung dafür hinnehmen müssen; jetzt erst, nachdem sich die Nacht der Blindheit über den Ungebeugten gesenkt hatte, legte sich der Sturm und wich mehr und mehr einer respektvollen Ehrfurcht vor dieser gipfelhohen, erhabenen Größe.

Und auch diesem letzten Feinde trotzte der ungebrochene Riese; an der Orgel war sein Platz, auch jetzt noch, im Dunkel. Mit Hilfe seines ihn liebevoll betreuenden Schülers Christoph Smith traf er unvermindert Anordnungen zu neuen Aufführungen, ließ Änderungen in Partituren vornehmen und komponierte Neues hinzu.

Blind? „D, ich sehe manches jetzt viel besser“, sagte er einmal zu Smith. „Ich habe das alte, mässig dunkle Haus „Am Schlamm“ in Halle, in dem einst der vielgesuchte Wundarzt Georg Händel wohnte, nie besser gesehen als heute. Nie besser den Knaben Georg Friedrich, wie er dort in der Dachkammer, heimlich an einem alten Instrument übend, das von der ganzen Familie als verwerflich empfundene „Notengift“ in sich aufnahm, diesen Knaben, der später das Studium der Rechtsgelehrsamkeit mit dem der Musik vertauschte, in Hamburg die ersten Lorbeeren, in Italien bereits ansehnlichen Ruhm geerntet hatte und dann, in der Jahren erster Reife, nach England gekommen war ...“

Mit dem machtvoll sich erhebenden Amen war das Oratorium ausgeklungen. Die Menschen fluteten, noch erfüllt vom eben Erlebten, noch halb entfernt vom irdischen Tag, dem Ausgang zu. Sie drängten sich zu Spalierreihen zurück, als Christoph Smith die Achtung gebietende hohe Gestalt des blinden Greises zum Wagen führte.

Unter den Verehrern, die begeistert dem Gefährt nahe standen, befand sich auch Lord Rinnoul, der zu dem weiten Bekanntenkreise Händels gehörte. Er ergriff des Meisters Hand und sagte ihm vorzügliche Komplimente über die soeben gehörte Aufführung.

„Mein Lord“, antwortete Händel, „ich würde bedauern, wenn ich meine Hörer nur unterhalten hätte; ich wünschte sie besser zu machen.“

Sinnspruch.

Wie selten findet man, daß Glück und Reichtum grünet,
Wo Ehr' und Tugend wohnt! Es ist an Wunders Statt,
Wenn einer das erlangt, was er mit Recht verdienet,
Und einer das verdient, was er erlangt hat. Bernite.